Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

**Band:** 6 (1916)

Heft: 26

Artikel: Die Frucht der Erziehung [Fortsetzung]

Autor: Waldstetter, Ruth

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-637919

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 03.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Nr. 26 — 1916

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgaffe 24, Bern

den 24. Juni

## Wanderlied. - -

Don fieinrich Leuthold.

Und wieder jagt mich der Reisetrieb, Und wandern möcht' ich von Pol zu Pol; Drum, liebliches Kind, vielsüßes Lieb! Vielsüßes Lieb, leb wohl!

Noch einmal, gestüßt auf den Wanderstab, Nun folg ich ohne Reiseziel Schau ich zurück, schau ich zurück; Duftige Blätter fallen berab Und hemmen meinen Blick.

Der Vögel Slug, dem Wolkenzug; Des Schönen hat die Welt so viel, hat auch für mich genug.

Und trag ich gleich im leichten Kleid Kein schimmerndes Gold, kein schimmerndes Gold, Ist doch manch herz, manch rosige Maid Dem wandernden Burschen hold.

Und der Vögel Schlag in Busch und hag, Des Waldesdunkel, der Sonnenschein, Und der klingende, singende Frühlingstag lit alles, ift alles mein!

# Die Frucht der Erziehung.

Erzählung aus dem Kleinstadtleben von Ruth Waldstetter.

Als Lisbeth diesen Brief abgeschickt hatte, wurde sie etwas ruhiger. Sie wartete eine Woche lang in fester Hoffnung, daß eine Antwort kommen würde. Mit jedem Tag mehrten sich allerdings die Augenblicke, in denen der plötliche Gedanke, es könnte ein schlimmer Bericht ein= treffen, ihr das Berg stillstehen ließ. Schon in der zweiten Woche wuchs ihr Bangen, Zweifel qualten sie, ob dem Bruder ihr Brief mißfallen habe oder ob Christian sich nicht entschließen könne, ihr eine ungunstige Antwort von Eberlin mitzuteilen. Nach und nach wurde ihre Qual wieder so schlimm wie zuvor und noch schlimmer; denn sie fürchtete, mit ihrem Brief ihr Geheimnis entweiht und sich weggeworfen zu haben. Eine beginnende Spaltung ihres Wesens ließ sie sich wie im Spiegel seben. Wenn sie beschauend aus ihrem eigenen Wesen herausgetreten schien, so sah sie ihre heimliche Leidenschaft nicht als den natürlichen Drang des jungen Menschenkindes, nicht als das frauliche Sehnen, sich in Fürsorge und Pflege eines Andern auszugeben, und nicht als den Trieb des Edlen zum Gleichwertigen. Ihre gequälte, unberatene und von der Beimlichkeit belaftete Seele spiegelte nur ihre eigene Unruhe wieder, die Auflehnung der gewaltsam eingeengten Kräfte, den unschönen Zwiespalt swischen der Natur und den Geboten der Erziehung, und Lisbeth kam sich in solchen unglückseligen Augenblicken vor wie ein würdeloses Geschöpf, das einem Abgrund zutreibt.

Das Unglud in ihr selber prägte nach und nach seine

Spuren auch der Außenwelt auf. Ihr Zimmer, das Haus. das ganze Städtchen, erschienen ihr unerträglich eng und brüdend. Sie bekam einen Widerwillen gegen ihr Zimmer= chen, in dem jedes Ding in seiner Sauberkeit und Ordnung gefühllos und unwandelbar dastand und ihr den Eindruck machte, als sollte diese Ordnung der Gegenstände mitsamt ihrem eigenen Rummer ins Unendliche fortdauern. Und wie bedrückend still war das große, altmodische Haus, in dem das Leben gleichförmig Tag um Tag und Jahr um Jahr weiterging! Lisbeth fragte sich jeht manchmal, wenn sie die Eltern arbeiten und sorgen sah, was eigentlich der Zwed war, wozu das alles geschah? Und ob all das Selbit= verständliche jemals eine Ursache und ein Ziel gehabt hatte, über das die Eltern damals nachdachten und sich besprachen? Wenn sie die Mutter einmal darnach fragte, so sagte diese wohl etwas von der Ehre von Vaters Amt und von dem mühevoll erworbenen Erträgnis der Mühlwerke, das den Kindern die Zukunft sichern sollte, und davon, wie sie das verlotterte Saus mit vieler Arbeit tadellos in Stand gesetzt hatte und es so erhielt. Aber das alles befriedigte Lisbeth nicht. Auch, was sie im Städtchen vom Leben und Treiben beobachtete, schien ihr öde und zwedlos. Sie sah die Männer jahraus, jahrein würdig und steifbeinig gur selben Stunde ins Geschäft gehen; mit dem gleichen gewichtigen Schritt wandelten sie abends zum Schoppen. Die Frauen fegten und scheuerten ihre Säuser und zogen Rinder auf, die erst wie



bans Widmer: Die Verlobten. Oelgemälde. (Cext siehe Seite 308.)

kleine Engel aussahen und dann den Eltern immer ähnlicher wurden. Dies ging alles so selbstverständlich vor sich, und die Jungen machten es wie die Alten und keiner schien nach einem Zweck zu fragen, daß es Lisbeth vorkam, als liefe in Grafeneck das Leben wie ein Uhrwerk ab und als wäre sie ganz allein mit der Not und Wärme eines Herzens, das seine Wünsche auf ein ersehntes Ziel gesetzt hatte. Den Einzigen, der sich seine eigenen Gedanken zu machen schien und seine besondern Wege ging, sah sie in Erwin; aber er lebte einsam und sein träumerisches, verhaltenes Wesen, dem niemand recht auf die Spur kam, schloß ihn auch von ihr ab, obwohl sie seiner Zuneigung sicher war.

Sie selber kam sich, halb unbewußt, mehr und mehr als ein seltsames, zum Unglück bestimmtes Geschöpf vor. Ihr Zustand prägte sich nach und nach auch in ihrer Erscheinung aus; ihre Züge wurden schärfer und hängend und man machte ihr dann und wann verblümte Andeutungen, daß es nun "an der Zeit wäre" für sie. Und sie schloß daraus, daß ihre Schönheit zu verwelken ansing.

Zu dieser Zeit tauchte jedoch in Lisbeths Gedankenkreis eine neue Idee auf, die ihrem Leben auf kurze Zeit wieder Spannkraft verlieh. Eine ihrer Bekannten hatte sich entschlossen, sich als Krankenpflegerin ausbilden zu lassen, und Lisbeth hörte sie begeistert von ihrer Berufsmahl reden. Da kam ihr aus der nach tätiger Liebe sich sehnenden Natur erst schüchtern und dann immer fräftiger das Berlangen, in diesem Beruf einen Ausweg aus ihrer Qual zu finden. Sie tonnte zwar den Wunsch nach dem großen, einzigen Glud keinen Augenblid aufgeben; aber es schien ihr, als möchte in einer solchen Tätigkeit ihr Leben in seiner verzweifelten Soffnung doch noch erträglich werden, etwas von der drängenden Rraft in ihr in dienender Liebe sich frei machen und wieder Rube zum Warten und Glauben in ihr erwachsen. Der Gedanke an eine solche Möglichkeit führte sie rasch zum Ent= schluß; nur die Gelegenheit, den Eltern von einem so uner= warteten Plan zu sprechen, schob sich immer wieder hinaus. Iedesmal, wenn sie davon anfangen wollte, kam ihr der Vorschlag plötlich abenteuerlich und unbillig vor und sie wußte nicht mehr, wie sie die Rede darauf bringen und ihre Worte seben sollte. Endlich bezwang sie trotdem ihre Scheu und brachte eines Tages zur Teestunde ihr Anliegen vor.

Ihr Vater fragte sie darauf, ob sie sich benn die Ehelosigkeit geschworen habe und sagte, sie sei doch noch keine alte Jungfer, die auf alle Aussichten verzichten müsse. Nach einigem Sin- und Serreden kam man auf einen andern Gegenstand zu sprechen und es war zunächst nicht mehr die Rede von Lisbeths Vorhaben.

Als die Eltern in den nächsten Tagen nichts mehr darüber verlauten ließen, fing sie selber noch einmal davon an. Da sagte ihr ber Burgermeister, daß, wenn sie mit diesem Plan, der ja nur unter dem Ginfluß einer Freundin in ihrem sonst so recht verständigen Röpfchen entstanden sei, wirklich Ernst machen wollte, dies auf das Leben im Bürgermeisterhause ein recht schiefes Licht werfen könnte. In ganz Grafened würde man sich fragen, was es gegeben habe: ob bei Lisbeth eine unglückliche Liebe an diesem ungewöhnlichen Schritte schuld sei; ob sie aus irgend einem Grund nicht heiraten könne oder ob vielleicht in dem Familienleben zu Hause etwas nicht stimme. Jum Schluß fragte der Bater, wärmer werdend, ob seiner fleinen oder jest eigentlich großen Lisabeth zu Sause irgend etwas fehle, und dann sagte er ihr in froherem heimlichen Ton, auch er sei gegenüber ihrem fünftigen Glüd wahrhaftig nicht gleich= gültig; aber es scheine ihm doch wirklich nicht, als ob seine Tochter Grund hätte, ihre Aussichten gering einzuschäten.

Lisbeth war einen Augenblid versucht gewesen, dem wohlgefällig blidenden Bater ihr Geheimnis anzudeuten; aber seine letzten Worte, die sie wohl verstand, verscheuchten sogleich diese Anwandlung.

In der nächsten Zeit war noch mehrmals zwischen ihr und Vater oder Mutter die Rede von ihrem Borhaben und die Unterhaltung gestaltete sich meistens so, daß der Vater Lisbeth schilberte, wie unangenehm es für die Mutter wäre, wenn Lisbeth das Elternhaus verlassen wolste; und ihr die Mutter vorstellte, wie peinlich für den Vater in seiner Stellung die Tatsache sein würde, daß die einzige Tochter in der Fremde einem Beruf nachgehe. Lisbeth gab bald den Blan auf; denn sie fühlte sich nicht selbständig und fräftig genug, um eine Sache durchzuzwingen, und sogar, wenn sie in ihrem Vorhaben ihre einzige Rettung gesehen hätte, so war sie nicht frei, diese mit der Mißsbilligung der Eltern zu suchen.

Als auch diese Möglichkeit sich nicht erfüllte, versuchte Lisbeth unter Zittern und Gewissensbissen das Lette: sie schrieb an Eberlin. Aber der Brief, den sie nach vielen mißsglücken Ansähen endlich zustande brachte, ging niemals ab. Als sie ihn in den Briefkasten gesteckt hatte, ersfaßte sie solche Scham und Angst über ihre verwegene unweibliche Tat, die sie vielleicht Eberlin verächtlich machen konnte, daß sie sich dazu überwand, den Brief bei der Leerung des Kastens zurückzuverlangen.

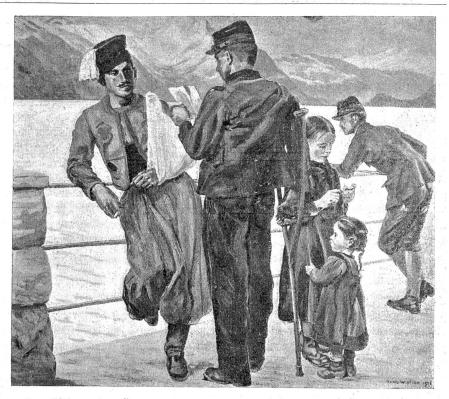
Bald darnach hörte sie, Eberlin werde in den Sommerferien in Grasfeneck sein. Auf diese Zeit versparte sie nun die Entscheidung. Sie war entschlossen, sich in diesem Sommer jedenfalls Gewißheit zu verschaffen; was nachber kommen mochte, lag für sie im Dunkel. Es war ihr unsmöglich, so oft sie es auch versuchte, sich ihr Leben ohne die Hoffnung vorzustellen, von der sie immer noch zehrte.

Der Sommer kam, die Ferien begannen, und das Basteisest stand bevor. Lisbeth hatte Eberlin noch nicht gesehen; aber sie wußte, daß er in der Stadt war.

Der Tag des Festes brach mit Sonnenschein und drückender Schwüle an. Ueber Tags sammelten sich Gewitterwolken hinter den Bergen und als am Abend die Grafenecker nach der Bastei hinaufzogen, war die Schwüle so schwer, daß auch die jüngern Leute keuchend den Berg hinauf stapsten, während die ältern und vorsichtigeren unter der Bepackung der Mäntel und Schirme nur mühsam und zwischen häufigem Stillstehen vorwärts kamen.

Aus den Gewölben der Bastei schlug den erhitzten Eintretenden eine steinfalte Grabesluft entgegen, die sie frosteln machte. Oben auf der Plattform aber strahlten die besonnten Steine die Sitze des Tages aus und während die Sonne gelb in schwarzen Wolken unterging, zuckten im Süden schon die Blike des fernen Gewitters auf. Die Rebberge schienen greifbar nabe: der Strom lag ohne Wellen und farblos in der Tiefe. Droben setzte die Musik ein und einige Paare drehten sich rot und keuchend im Takte. Die meisten Damen zogen es vor, sitzen zu bleiben und sich mit Tüchern und Papierfächern Kühlung zuzuwehen. Die Herren tupften sich die Stirne mit dem Taschentuch und loderten die aufgeweichten Semdfragen. Plöglich fuhr ein kalter Windstoß über die Plattform, ein paar Hüte flogen davon, Staub wirbelte auf, man hörte freischen und lachen und Männer mit fliegenden Rodschößen liefen ihren Süten nach.

Wieder und wieder blies der Wind über die Bastei und der Strom in der Tiefe bekam eine Stimme und rauschte am Felsen auf. Die Gesellschaft wurde lauter, man wehrte sich gegen den Sturm, der an den Kleidern zauste; die Röde der Tanzenden flogen und bauschten sich, die Töne der Musik wehten in Schwälsen daher, wie der



Bans Widmer: Französische Soldaten in Brienz. Oelgemälde. (Cext siehe Seite 308.)

Wind sie trieb, und die Stimmen erhoben sich im Ramps mit der Luft, die den Ton vom Munde wegnahm. Da es fühler wurde, mehrten sich die Tanzenden. Zwischen den Tönen der Musik hörte man dumpfen Donner rollen. Eine merkwürdige Beleuchtung breitete sich über der Gesellschaft aus, gemischt aus der sommerlichen Dämmerung, den flakkernden Lichtern und den Schatten der Gewitterschwärze. Plözlich prasselten Regentropfen herab. Mit Geschrei und Gekicher floh die Menge und drängte sich unter den Eingang zu den Gewölben. Aber schon hörte der Regen wieder auf und die Luft wurde still und schwüler als vorher.

Um diese Zeit kam Eberlin auf Lisbeth zu, die den ganzen Abend neben dem jungen Juristen, ihrem Partner von Evas Hochzeit, gesessen und ihre Blide Eberlins Gestalt nachgesandt hatte. Sie sah ganz bleich und kaum mehr schön aus, als er sich vor ihr verbeugte.

"Der nächste Tanz ist schon an mich vergeben," sagte der Jurist, als Eberlin ihr den Arm bot.

"Aber der übernächste, der übernächste, Herr Doktor!" rief Lisbeth laut Eberlin nach, der schon im Begriffe war, sich wegzuwenden. Er kehrte sich bald gegen sie um, verbeugte sich und ging davon.

Sie machte eine Bewegung, als wollte sie ihm nacheilen. Der Jurist sah sie mit verwunderten Augen an
und schon sank sie machtlos auf ihren Stuhl zurück. Sie fühlte einen furchtbaren Schmerz am Herzen; etwas in Eberlins Haltung hatte ihr gesagt, daß er nicht zurückkommen werde.

Es war jest wieder drückend schwül geworden; Lisbeth bat ihren Partner, mit ihr zu promenieren, da es zum Tanzen zu dünstig sei. Er führte sie an den Rand der Terrasse, wo vom Strom her etwas Rühlung heraufzog. Es war dieselbe Stelle, an der sie einst mit Eberlin ge-

standen hatte. Die Blike ließen auf Augenblike das schwarze Wasser erglänzen. Lisbeth sah gedankenvoll in die plöhlich erhellte Finsternis hinad. Es schien ihr auf einen Augenblich, als wäre dort ein Tröster, wenn alles aus sein sollte. Aber dann dachte sie an die Eltern. Damals, als Christian entsloh, um nicht mehr zurüczukehren, waren sie zwar nicht untröstlich über den Berlust gewesen; aber es bedeutete für sie eine große Beruhigung, daß man den Leuten seine Flucht als eine verständliche und natürliche Sache, als die begreissliche Bersehung des jungen Mannes ins Handelsbaus eines nahen Berwandten hatte darstellen können. Sie vergegenwärtigte sich die guten Eltern, die in ihrer angesehenen Stellung und einem tadellosen Lebenswandel ihr Glüd fanden, und Berzweisslung und Liebe zeigten ihr einen bessern Ausweg.

Die Musik hatte aufgehört zu spielen und es gab eine kurze Pause bis zum nächsten Tanz. Man hörte den Donner näher dröhnen und die beladene Luft lastete unserträglich auf den Stirnen. Um die Gemüter zu beleben, fing die Musik bald wieder einen flotten Walzer an.

Dies war der Tanz, zu dem Lisbeth Eberlin erwartete. Die Musik hatte schon eine Weile gespielt und der Tanz mochte bald zu Ende sein, als man Lisbeth auf ihrem Stuhl ohnmächtig werden sah. Sie hatte merkwürdigerweise ganz allein gesessen und man konnte ihr erst Beistand bringen, als sie schwer zu Boden gefallen war. Ein anwesender Arzt bemühte sich um sie und konstatierte, daß sie sich keinen Schaden getan hatte. Als sie wieder bei Bewußtsein war, wurde sie in einen Wagen geseitet, der sie nach Hause brachte.

Nach diesem Vorkommnis mußte sich Lisbeth ärztlich untersuchen lassen; sie wurde blutarm und nervos befunden und der Arzt verordnete ihr wieder das unvermeidliche Eisen und überdies viel Schlafen, Spazierengehen und Sporttreiben. Dem Bater ließ er überdies einen Wink gutommen, daß es an der Zeit wäre, Lisbeth zu verheiraten. Der Bürgermeister war über diese Rühnheit empört und zog einen andern Arzt, einen Altersgenossen, zu. Der lächelte über Lisbeths Ausfünfte und sagte, sie solle sich nur tüchtig im Haushalt nüglich machen und nicht daran denken, ob sie Appetit und Schlaf habe oder nicht; dann komme das alles von selber. Der Schluß war, daß Lisbeth ihr Leben weiterführte wie bisher. Doch setzte sie bei dieser Gelegen= heit die Erfüllung eines neuen und fehr gah geaußerten Wunsches durch, nämlich den Plan, im Strom schwimmen zu lernen. (Fortsetzung folgt.)

# Aus Berns musikalischer Dergangenheit.

Heute, wo der Besuch der 8 Abonnementskonzerte und 4 Kammermusikaufführungen nicht nur jedem Liebhaber guter Musik zum Bedürfnis geworden ist, sondern beinahe zum guten Ton gehört, heute, wo man die edle Tonkunft nicht nur in fast beängstigender Masse zu hören bekommt — siehe Stadtanzeiger —, sondern wo jeder "gebildete Mensch" selbst wenigstens ein Instrument spielen zu muffen glaubt, und wenn es selbst das Pianola wäre, da mag man sich gelegentlich fragen, was für Bilder in dieser Beziehung unsere ehrenfeste Narestadt in frühern Zeiten gewährt hat. Wem immer die Antwort auf diese Frage zuteil ward, der wird nicht umhin können, einmal einen sehnsüchtigen Blick in die gute alte Zeit zu werfen, wo der gewöhnliche Bürger, falls er die Predigt besuchte, die Musik nur daher kannte, der geruhige Landbewohner dagegen kaum den Namen. (Wir brauchen keine hundert Jahre zurückzugehen.) Und wie manche Elementar-Schülerin der holden Kunft, die mißmutig und "wieder einmal ungeübt" durchs Münftergäßchen schlurft, würde in träumerischer Berzückung zuhören, wenn man ihr das Märchen erzählte aus jenen sonnigen Tagen wo "man" noch nicht in die Musikschule mußte, um die Musik zu ersernen — weil es eben noch keine gab. Andrerseits aber wird man sich eines mitleidigen Gedankens für jene musikarme Gesellschaft nicht erwehren können, der die ganze reiche Welt der Töne zum großen Teil unbekannt war und damit ein Lebensgenuß, ohne den heute für die Mehrzahl eine reine Da= seinsfreude undenkbar ift.

Bieviele unserer jungen Musikenthusiastinnen, die sich selbst und die Belt vergessend in unserem prächtigen Kasino-raume den süßen Kantilenen lauschen, würde nicht verwundert und mit tiesem Bedauern den Lockenkopf schütteln, wenn man ihnen erzählte, daß ihre Ahne im hochgebundenen Biedermeierrocke ihre Jugendjahre verträumen mußte ohne Kammermusst und Abonnementskonzert, ohne H-moll-Wesse und Missa solemnis, ja — daß sogar um 1750 die Bildung eines Collegiums musicum, das einzige Orchester der Stadt, nur unter der Bedingung gestattet wurde, daß sich die Mitglieder "weder zu Serenades, noch zu Nachtgesängen



Karl Jakob Durheim, einer der Gründer der Musikgesellschaft.